

Lophyrus pini.

Zahlreicher denn je, in geradezu unheimlich erschreckender Weise machte sich im vorigen und auch in diesem Jahre das Auftreten der Larve der Kiefernblattwespe (*Lophyrus pini*) in den Wäldern der Umgegend von Schwabach in Mittelfranken bemerkbar. In allen Kiefernbeständen ist diese unscheinbar aussehende Zerstörerlarve so verheerend aufgetreten, daß der Fortbestand und die Prosperität mehrerer ausgedehnter Föhrenanlagen mehr als ehemals in Frage sind. Mit traurigen Blicken und machtloser Kraftlosigkeit betrachtet der Naturfreund dieses grauenhafte Zerstörungswerk, der Forstbeamte quält sich vergebens ab mit allen Mitteln der Wissenschaft diesem scheinharen Vandalismus in Flora und Fauna entgegenzutreten, sich aber dabei hoffnungsfreudig des Dichterwortes erinnernd: „Neues Leben blüht aus den Ruinen!“

Der trockene heiße Sommer 1904 begünstigte diese Massenvermehrung der Kiefernblattwespe. Denn nicht, wie es der normale Verlauf uns jährlich zeigte, daß man mit einer Frühjahrs- und Herbstgeneration jener Kiefernblattwespe zu rechnen hatte, führten uns angedeutete Jahre in abnormem Verhältnis mehrere Generationen zu, was eine so furchtbare Heimsuchung der Kiefernwaldungen zur Folge hatte. Die einzelnen Forstbezirke Schwabachs, Laubheide, Weidenlach und Brunst bieten einen traurigen Anblick dar und Jahrzehnte werden kaum genügen mit Anwendung aller sachmännlichen Kenntnisse, angeführte Bestände langsam erholen zu lassen. Mit unheimlichem Gespätch, gleich Regentropfen fallen die Extremitäten des Kiefernknäbchens zur Erde nieder und die nach Willkür zählenden raupenähnlichen Larven, welche von den Bäumen herabfallen, suchen mit zerstörungslustiger Emsigkeit die Kronen der Kiefern zu erklimmen um dort, im Kampfe der Natur gegen die Natur verderbbringende Tätigkeit zu entfalten. Aber der reciproke Kampf der Elementargewalten findet sein contras in der Natur selbst. Anhaltender Regen und besonders Frost tritt mit unbegreiflichen Nachmitteln diesem Zerstörungswerk entgegen. Pilzkrankheiten und Durchfall, welche diese Witterungsverhältnisse den Kiefernblattwespen zuführen und zu tausenden dahintraffen, vor allem aber wieder Insekten, Jahnemoniden, Raupenfliegen, Tachinen), gebieten ein energisches Halt in diesem ungleichen und doch wieder naturgemäßen Kampfe. Die Kiefernblattwespe selbst ist ein träges, ca. 7 mm kleines, einer Biene ähnliches Insekt mit vollkommener Verwandlung, nämlich Ei-, Larven- und Puppenzustand. Die Blattwespe legt ihre Eier an die Spitzen der Kiefern, die Larven leben meist gesellig, zu 100 an den Kiefernästen, häuten sich 4—5 mal und haben eine gelblich graubraune durchsichtige Färbung; der Kopf ist länglich und braungelb. Die raupenähnliche Larve hat 10 Fußpaare und ist deshalb von den Raupen der Schmetterlinge leicht zu unterscheiden. Die Verpuppung geschieht meist unter der Rinde der Bäume, Gesträucher und Moos. Die länglich runden Coccons (Tonnencoccons) sind anfangs gelblich und später mit dunkelbrauner bis grauer Partierung. Die sich im Herbst verpuppenden Larven überwintern und ergeben im Frühjahr die Blattwespen. Ob „parthenogenetische“ Fortpflanzung bei *Lophyrus pini* zu konstatieren ist, entzieht sich meiner Laienbeobachtung. (Vieleicht könnten uns unsere verehrten auswärtigen entomol. Freunde hierfür nähere Aufklärung in diesen Blättern geben.) Hier wie anderswo betätigt sich das Wort des Altmeyers Goethe: „Und entzieht sich dem Geist und weilt in höheren Regionen, mit den Füßen spielen Lust und Wolken“.

W.



Acherontia atropos L., der Totenkopf.

Von Julius Stephan, Lehrer in Brochüh.
(Zus. der Zeitschrift: „Natur und Kultur“.)

Als ich — so erzählt Forsteneigner in seinen „Naturbildern“ — „einst von einem Waldspaziergange nach Hause kam, schlug es zwölf vom Turme. Die Nacht war schön, die Lust mild. Ich schaute durchs offene Fenster auf den nahen Kirchhof, die Kreuze flimmerten im Mondanlange, und leise rüttelte die Nachtluft daran. Ehe ich's verließ, brummte es gewaltig an mir vorbei, eine dunkle Gestalt huschte ins Zimmer, das Licht verlöscht, ein wehmütiger Klage-ton quirscht durchs Zimmer — war's ein Gespenst? . . . Ich zündete das Licht wieder an, da hängt an der Wand ein riesiger — Totenkopf!“

Ein leises Frösteln mag viele überlausen, die diese Notiz nur lesen, aber manch einer würde wohl auch in Schreden versetzt werden, wenn ihm selbst Derartiges passieren würde. Kommen ja in diesem Falle so viele geheimnisvolle Momente — Mitternachtsstunde, der nahe Friedhof, das plötzliche Verlöschen des Lichtes, der seltsame Ton — zusammen, daß man (für die ersten Augenblicke wenigstens) des Gedankens an irgendeine dämonische Macht sich kaum erwehren kann. Auch wenn sich — wie hier — die natürliche Ursache bald ermitteln läßt, bleibt noch genug des Mysteriösen übrig, weil eben jener Eindringling, der Totenkopfschwärmer, für jeden, der ihn nicht genau kennt, selbst etwas höchst Fremdartiges, Gespenstisches an sich hat. Und in der Tat ist dieser Schwärmer nicht nur der größte, sondern auch der merkwürdigste aller europäischen Falter. Geheimnisvoll ist sein Aussehen, seltsam und geheimnisvoll seine Lebensweise und Gewohnheiten.

Wie dem Reiche der Schatten entflohen, erscheint er in seinem düster gefärbten Habit. Sehr bezeichnend hat ihn die Wissenschaft benannt: *Acherontia atropos*. Der Gattungsname erinnert an den Acheron, jenen Strom in der Unterwelt, über den der Fährmann Charon die Schatten der Verstorbenen fährte, wenn diese zur Insel der Seligen gelangen wollten. Der Speziesname atropos — die Unwandelbare — ist der Name einer der drei Parzen.¹⁾

Erst bei genauerem Zusehen entdeckt man die eigenartige Schönheit in der Färbung des Tieres. Die dunkel schwarzbraunen Vorderflügel sind von gelblichen Mäulchen überflogen, die kleineren, ockergelben Hinterflügel schwarz bandiert; der plumpe Hinterleib ist gleichfalls gelb und mit einem breiten, blauschwarzen Mittelstreifen und schwarzen Halbriemen geschnitten. Vorn auf dem schwarz behaarten Thorax aber steht in hellgelber Farbe jene wunderbare Totenkopfszeichnung, die dem Schwärmer seinen vollstündlichen Namen verliehen hat. Es bedarf keiner besonderen Einbildungskraft, um einen wirklichen (bei vielen Stücken ganz deutlichen) Totenkopf mit zwei gekreuzten Schulterknochen darunter zu erkennen.

Die Lebensweise des Totenkopfs bietet eine Fülle höchst interessanter Momente. Er ist ein Kind der Nacht, wie auch die meisten seiner Verwandten, die Spingidae, Nacht und Dunkelheit lieben. Den Tag über ruht er träg mit zusammengelegten Flügeln in schattigen Verstecken, an Baumstämmen und Mauern. Erst wenn die Dämmerung herniedersinkt, erwacht er zum Leben; dann entfalten sich seine kolossalen Schwingen, und seine großen Augen beginnen in phosphorischer Leuchte zu glänzen. Jener rätselhafte, unverständliche Drang, der so viele Nachtinsekten zum Lichte zieht und ihnen gewöhnlich den Tod in den Flammen bringt, treibt auch unsern Schwärmer oft an die brennende Lampe und an das Fenster erleuchteter Räume. Ist es nicht ein Paroxysmus der Natur, daß dieselben Gespöppe, die sonst

¹⁾ Sehr sinnreich verglich die griechische Mythologie das Menschenleben mit dem Fahren einer Spindel. Drei Schwestern, die Parzen, Fäden der Nacht, des kühnen Anfangs, Dauer und Ende. Clotho, die längste, knäufte den Faden an und hielt den Knoten, Lachesis spann, und Atropos, die älteste, schnitt den Faden ab, wenn der Mensch sterben sollte.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Entomologische Blätter](#)

Jahr/Year: 1906

Band/Volume: [2](#)

Autor(en)/Author(s):

Artikel/Article: [Lophyrus pini. 2](#)